

wenigstens seiend“ (443). Wir haben es also offensichtlich auch beim Unbewegten Bewegter wie bei der ersten Substanz der Kategorienschrift mit einem „schwarzen Loch“ zu tun.

Eine kritische Auseinandersetzung mit den Argumenten für diese Thesen ist im Rahmen einer kurzen Rezension leider nicht möglich. An ihre Stelle muß deshalb das Geständnis des Rez. treten, daß die Argumentation des Vf. ihn in den wenigsten Fällen überzeugt hat. Mangel an Selbstbewußtsein und Originalität sowie eine unkritische Einstellung gegenüber Aristoteles kann man dem Vf. gewiß nicht vorwerfen. Wer sich provozieren lassen will, möge zu diesem Buch greifen. Wer dagegen glaubt, von Aristoteles lernen zu können und eine begrifflich präzise, klare und klärende Auseinandersetzung mit dessen Ontologie sucht, dem kann die Lektüre dieser Arbeit nicht empfohlen werden.

F. RICKEN S. J.

PHOTII PATRIARCHAE LEXICON. Vol. I: A–Δ. Edidit *Christos Theodorides*. Berlin/New York: de Gruyter 1982. LXXXIX/431 S., 6 Taf.

Außer dem bekannten Myriobiblon (Bibliothek), der „bibliographie raisonnée“ zu Autoren des Altertums und der Patristik, gibt es noch ein zweites Werk, das den großen Gelehrten und Patriarchen, der Photios war, mit der klassischen Philologie verbindet: das Lexikon (Λέξεων Συναγωγή). Schon das Geleitwort (IX) des vorliegenden ersten Bandes einer kritischen Neuedition nennt deren Beweggrund, nämlich die Aufindung einer vollständigen Handschrift (13./14. Jh.) im Kloster Zavorda (Westmazedonien) durch Professor Linos Politis (1959). Es galt also, einen bisher unbekanntem Teil des Lexikons mit zahlreichen Zitaten aus klassischen Autoren neu zu erschließen. Die textkritische Arbeit am Cod. Zavordensis 95 führte dann noch zur Wiederauffindung einer verschollenen Handschrift, des Cod. Berolinensis gr. oct. 22, in Krakau. – In den Prolegomena (XXVII–LXXIX) gibt Professor *Theodorides* (Thessalonike), dem die Gesamtausgabe anvertraut ist, noch weitere Auskünfte zur Textüberlieferung; zunächst liefert er eine Beschreibung der sechs bekannten Handschriften, die größtenteils nur Bruchstücke des Werkes enthalten und einzeln zumeist schon ediert waren. Ein zweiter Abschnitt erörtert das Verhältnis des Photios-Lexikons zum ῥητορικόν des Etymologicum Genuinum. Sind beide identisch, oder ist das zweite der Vorläufer des ersten? Sie sind identisch, wie ein minutiöser Textvergleich zeigt, aber der Verfasser des Etymologicum Genuinum hatte eine vollständigere Handschrift als die erhaltenen des Photios-Lexikons zur Verfügung. Ein besonderes Problem bildet die Ergänzung der im Cod. Zavordensis gekürzten Glossen, deren ursprüngliches Aussehen sich aus Randglossen im Zavordensis selbst oder aus Nachträgen in einem Codex des Sabasklosters (Jerusalem), dem Supplementum Zavordense, erschließen lassen. Was die Quellen des Photios angeht, so sind viele Ansichten zu Einzelquellen zu berichtigen.

Die Edition (1–440), versehen mit ausführlichem Quellennachweis und kritischem Apparat, was eine riesige Arbeitsleistung darstellt, kann hier nicht näher besprochen werden; man vergleiche dazu die Rezension in: ByZ 76 (1983) 323–327 (W. Bühler). Eine Reihe von Nachträgen enthalten u. a. die Kollation des verspätet zugänglichen Cod. Berolinensis gr. oct. 22 sowie ein Stemma der Abhängigkeiten zwischen Photios und dem Etymologicum Genuinum. – Bis zum Abschluß der Edition werden bei der gewählten Sorgfalt noch viele Jahre vergehen; schon jetzt hat aber der erste Band einen neuen Standard gesetzt.

G. PODSKALSKY S. J.

GERL, HANNA-BARBARA, *Philosophie und Philologie. Leonardo Brunis Übertragung der Nikomachischen Ethik in ihren philosophischen Prämissen* (Humanistische Bibliothek I; Abhandlungen 42). München: Fink 1981. 313 S.

Diese Arbeit ist ein Beitrag zu der seit dem 19. Jh. geführten Kontroverse, ob der italienische Humanismus der Begründer der modernen Philologie ist. G. untersucht die Frage am Beispiel von Leonardo Bruni (1369–1444), dessen philologische Arbeiten, unter denen an erster Stelle die Platon- und Aristotelesübersetzungen zu nennen sind, eine unterschiedliche Beurteilung gefunden haben. So hat z. B. Franz Susemihl Brunis

Übertragung der Aristotelischen Politik wegen der zu willkürlichen Änderungen des Urtextes scharf verurteilt, während neuere Untersuchungen verschiedener Übersetzungen Bruni eine erstaunliche Treue zum Original bescheinigen. Dennoch erscheint Brunis Werk, wenn man es mit philologischen Maßstäben mißt, als widersprüchlich: Auf der einen Seite finden sich freie oder kompilierende Übersetzungen bzw. Überarbeitungen griechischer Autoren, andererseits ringt Bruni mit dem Problem der Tradition von Sprache: Er betreibt Textkritik, bemüht sich um genaue Wortwahl u. a. m. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Auf welchen Prinzipien beruht Brunis philologische Arbeit? In welchem Sinn kann bei Bruni überhaupt von Philologie gesprochen werden? Diese Fragen können nach G. nicht befriedigend beantwortet werden, solange Brunis eigentliche Intention nicht in ihrer Begründung erfaßt ist. Diese Intention ist „sicher keine philologische im heutigen Sinn des Wortes“ (16). G. ist der Auffassung, daß die gängigen Methoden der Humanismusforschung für die Lösung des Problems unzureichend sind. Die bisherige Forschung orientierte sich vor allem an zwei Fragestellungen: der Wechselwirkung zwischen politischer, sozialer und intellektueller Entwicklung und der internen Fortbildung der einzelnen artes anhand innovativer Texte und Diskussionen. Die neue Fragestellung, die den methodischen Leitfaden für G.s Untersuchung abgibt, ist dagegen die „nach einer möglichen philosophischen Grundlage humanistischer Thesen“. „Gerade nach den intensiven Arbeiten der letzten Jahrzehnte auf sprachphilosophischem und -analytischem Gebiet ergibt sich möglicherweise jetzt die Sensibilität, die ‚philologischen‘ Arbeiten der Humanisten gerechter zu würdigen, d. h. in ihrem erkenntnistheoretischen und sprachphilosophischen Nerv zu fassen: als Studien von theoretischer und nicht allein pragmatischer Intention“ (17).

Bei der Durchführung dieses Programms ist zunächst anerkennend hervorzuheben, daß G. den Untersuchungsgegenstand eng eingrenzt. Dadurch erhält die Arbeit einen hohen Grad von methodischer Durchsichtigkeit. G. wählt als Schwerpunkt Brunis Übertragung der Nikomachischen Ethik. Die beiden wichtigsten Gründe dafür sind: 1. Die Tatsache, daß Bruni sich nach jahrelanger Beschäftigung mit Platon der *praktischen* Philosophie des Aristoteles zuwendet, ist kennzeichnend für seinen Philosophiebegriff. 2. Bruni bietet seine Übersetzung als Alternative zu der 170 Jahre früher entstandenen Übertragung des Robert Grosseteste an. Diese scholastische *translatio vetus* ist daher ein guter Vergleichspunkt, anhand dessen das Eigentümliche von Brunis Übersetzung herausgearbeitet und seine Leistung bewertet werden kann. Bruni erhebt gegenüber der „antiqua traductio“, deren Autor er nicht namentlich kannte, den Vorwurf der Sprachzerstörung. Grosseteste gibt das Denkmodell an die Hand, von dem Bruni sich ontologisch, epistemologisch und sprachtheoretisch absetzt. Der Vergleich mit ihm kann daher Brunis eigene philosophische Voraussetzungen deutlich machen. – Die beiden zentralen Kapitel befassen sich mit der Sprachphilosophie von Grosseteste (Kap. II) und Bruni (Kap. III) im Rahmen der jeweiligen philosophischen Gesamtkonzeption. Beide schließen mit einem Abschnitt, der die Auswirkungen der Sprachphilosophie auf die Praxis und Theorie der Übersetzung darstellt. Dafür ist bei Bruni in seinem Traktat ‚De interpretatione recta‘, den G. eindringend und klar interpretiert (121–129), eine gute Textgrundlage gegeben. Bei Grosseteste sind Einsehen und Sprechen ontisch begründet und deswegen grundsätzlich nicht variabel, weil die Strukturen des Seienden geschichtslos sind. Texte repräsentieren Ontologie als System von Teilen. Jede historische Sprache stellt dieselbe Ontologie dar. Übersetzen ist deshalb lediglich Austausch der unterschiedlichen Lautgebung. Dagegen werden bei Bruni Einsehen und Sprechen von einer ungeschichtlich gedachten Ontologie freigemacht und einer geschichtlichen, d. h. vom Menschen interpretierten Wirklichkeit zugeordnet. Bruni vertritt eine anthropozentrische ‚Ontologie‘ und Sprachphilosophie. Sprache ist „ein Einweisen der Dinge in die Perspektive des Menschen“ (138). Durch seine Sprache verleiht der Mensch den Dingen einen Sinn. Ontologie wird zur Deutung der Wirklichkeit durch die geschichtliche Sprache. „Das ‚an sich‘ der Sache wird von vornherein nicht anders als in menschlicher Sprache zur Darstellung gebracht – es ist immer schon ein Erschlossenes, im Ganzen menschlicher Sinnzuweisung Erscheinendes“ (138). Der Übersetzer muß deswegen die der fremden Sprache immanente Sinnggebung, in der Wort und Sache zusammengehören, erfassen und „zur neuen Einheit ebensolcher Fülle

in der anderen Sprache“ verdichten (131). Brunis anthropozentrische Sicht der Wirklichkeit ist der Grund dafür, daß er die Schriften des Aristoteles zur *praktischen* Philosophie übersetzt. Er zielt auf ein Wissen, das sich im ethischen Handeln vollendet. G. sieht in diesem Ansatz, der als solcher von Bruni nicht reflektiert wird, eine pragmatische Engführung der Philosophie. Die Aufgabe der Wissenschaft werde auf Sinnfragen des Menschen beschränkt; Wissenschaft gerate unter die Herrschaft des Nützlichen. So erscheint Bruni als „frühneuzeitlicher Repräsentant einer Tendenz, Philosophie von der Frage nach den apriorischen Bedingungen des Erscheinenden abzulösen und sie auf Phänomendeutung und Handlungsanweisung hinzuordnen“ (152 f.).

Ein ausführlicher „Philologischer Anhang“ (154–218) belegt diese anhand der Philosophie der beiden Autoren herausgearbeiteten Unterschiede durch einen sorgfältigen und reich belegten Vergleich ihrer Übersetzungen. Charakteristisch für Brunis Übersetzung ist die große Variabilität im Wortschatz im Vergleich zu Grossetestes Tendenz zu konstanten Übersetzungen (163). Bruni vermeidet scholastische Wortbildungen (192). Er bemüht sich, die von Grosseteste stehengelassenen Gräzismen und griechischen Lehnwörter zu latinisieren (194). Während Grosseteste sich in der Syntax skrupelhaft an die griechische Vorlage hält, bemüht Bruni sich um eine Latinisierung der grammatischen Strukturen (203). Bruni gibt dem Text als ganzem eine geschlossene Gestalt, die „wichtige Unterscheidungen zur scholastischen Textgestalt und dem in ihr getreu gespiegelten Urtext aufweist“. In sie fließen Elemente eines neuen Sprachbewußtseins ein (207). – Die Bedeutung von G.s Arbeit reicht über die Humanismusforschung hinaus. G. legt eine beachtenswerte historische Studie vor zu einem Thema, das heute im Mittelpunkt der philosophischen Sachdiskussion steht. Die Methode der Untersuchung ist vorbildlich. Der Untersuchungsgegenstand ist genau eingegrenzt. Durch den Vergleich tritt der epochale Wandel im Sprach- und Wirklichkeitsverständnis, der sich von der Hochscholastik zum Humanismus vollzieht, plastisch hervor. Die Frage nach den ontologischen und sprachphilosophischen Voraussetzungen der unterschiedlichen Übersetzungspraxis erweist sich als sehr fruchtbar. Die durch die philosophische Interpretation gewonnenen Ergebnisse werden durch sorgfältige philologische Beobachtungen erhärtet.

F. RICKEN S. J.

MÁCHA, KAREL, *Glaube und Vernunft. Die Böhmisches Philosophie in geschichtlicher Übersicht*. Teil I: 863–1800. München/New York/London/Paris: Saur 1985. 166 S.

Verf. war Professor für Philosophie der Sozialwissenschaften an der Karls-Universität zu Prag, bis er 1970 aus politischen Gründen von ihr verwiesen wurde. Als Ergebnis langjähriger Entdeckungsarbeit „in den dunklen Tiefen der Prager Universitätsbibliothek“ (135) hat er in München den zugleich skizzenhaften und ungemein materialreichen Überblick über fast tausend Jahre erstellt, der hier als erster Teil des Gesamtwerks vorliegt. 137 f. findet der Leser die Übersicht des zweiten Teils: 1800–1900 (mit einem Abschlußkap. über die menschliche Sinnfrage im Licht der böhmischen Philosophie). Dabei ist Philosophie im weitesten Sinne zu nehmen. Die sieben Kap. des ersten Abschnitts stützen sich auf Legenden (Ludmilla, Dragomir, Wenzeslaus ...); die Denkgeschichte des zweiten Abschnitts, kaum weniger kirchlich-theologisch bestimmt (naturgemäß), ist um die Universitas Carolina zentriert, mit ihrer Blütezeit im 14. Jh., die mit dem Auszug der nicht-böhmischen nationes 1409 ihr Ende findet: „Böhmische Frage“, Reformation, Humanismus, Gegenreformation ...

Das Buch macht es dem Leser nicht leicht. Z. T. spielen Sprachschwierigkeiten hinein. (Ist, um nur eines aufzugreifen, die Studie wirklich „geschichtsphilosophischer Art“ [7] und nicht doch – trotz der Reflexion 122 f. – philosophiegeschichtlich, wenngleich sie die „üblichen Grenzen“ der Disziplin „übertritt“?) Z. T. liegt es am inneren Stil der Schrift: ein engagierter Forscher breitet die entdeckten Schätze aus, mit einer Fülle von Namen, in einem Gespräch unter Kennern, das vieles voraussetzen kann, Winke, Verweise, Anspielungen enthält, statt daß der Nichteingeweihte schrittweise eingeführt würde. Freilich geben die überaus zahlreichen Anmerkungen genug Detail-Informationen und Literaturangaben zum Weiterstudium. Eigenwillig und eher meditativ als diskursiv wirkt auch die in Andeutungen mitgeteilte Philosophie des Autors.